

Reinhold-Zeitung

Rheider Volkszeitung
Generalanzeiger für Bocholt
Anholter und Isselburger Zeitung.

65. Jahrgang
Verlagsort: Bocholt.
Postverladort: Dortmund.

Volksblatt
für Bocholt und den Kreis Borken

Bezugspreis: Abgeholt von der Geschäftsstelle 45 Pf. wöchentlich. Durch Boten gebracht 2.20 Rm. monatlich, einschließlich 0.25 Rm. Botenlohn. Durch die Post 2.20 Rm. einchl. 0.38 Rm. Postgebühren, auswärts 0.42 Rm. Beleggeld 2.52 Rm. — Anzeigen-Sammelpreis für sämtliche Reinhold-Zeitungen 0.10 Rm. bei 22 Millimeter Breite. Anzeigen im Realdruck 14, Fernsprecher 8247. Annahmestelle für Anzeigen und Ausgabe von Zeitungen: Bocholt, Dinkelder Straße 55 (L. Florad), Burloer Weg 2 (G. Rötten), Schwanenstraße 2 (B. Unland), Schlenkerstraße 69 (S. Ratotte), Gneifenstraße 85 (D. Querbach), Potsdamstraße 3 (W. Sooves).

Nummer 340

Montag, den 12. Dezember 1938

Jahrgang 1938

Denkmäler, die einmal reden werden.

Adolf Hitler über den Baustil und die Bauaufgaben unserer Zeit.

Eine grundsätzliche Rede des Führers in München.

München, 10. Dezember.

Die festliche Veranstaltung, mit der am Samstagmittag im Haus der Deutschen Kunst die zweite deutsche Architektur- und Kunsthandwerks-Ausstellung eröffnet wurde, erreichte mit der Rede des Führers, die jubelnden Beifall fand, ihren Höhepunkt. Der Führer hielt folgende Ansprache:

Es gab in Deutschland vor uns ebenso wie in anderen Ländern zahlreiche Kunstausstellungen, vorwiegend allerdings Ausstellungen für Plastik und Werke der Malerei. Sehr selten aber fanden Ausstellungen statt, in denen architektonische Entwürfe gezeigt wurden. Es handelte sich dabei meistens um Konkurrenzentwürfe, während die wirklich zu bauenden Objekte mit dem, was ausgestellt wurde, meist nichts zu tun hatten. Wir haben nun in diesem Jahr in Deutschland begonnen, in besonderen Ausstellungen Werke der Architektur und des Kunsthandwerks zu zeigen. Diese Arbeiten werden aber nicht ausgestellt, um erst aus der Beurteilung des Publikums Rückmeldung auf die Möglichkeit ihrer Ausführungen zu ziehen, sondern um dem Volk und zwar jenseits der Kunstler als auch dem Auftraggeber und der breiten Masse jene Werte zu zeigen, die zum Bau bestimmt sind, in der Ausführung stehen und schon vollendet sind. Der Publikumserfolg der ersten Ausstellung, die in diesem Jahr schon stattfand, war ein außerordentlicher. Allein das ist nicht das Entscheidende.

In erster Linie soll das Volk sehen, was gebaut wird und wie gebaut wird! Wir hoffen, daß dadurch auch das Auge des Volkes dafür geschult wird, was unendlich viel und was eine unendliche Arbeit in diesen Bauwerken stecken.

Früher fühlten sich viele einzelne mehr oder weniger berechtigter, eine, die darf wohl sagen, leichtfertige und oberflächliche Kritik an solchen Werken zu üben. Von dieser Kritik sind viele große und bedeutende Bauwerke vertrieben, manchmal geradezu in den Tod getrieben worden. Das hängt damit zusammen, daß der heiligen Wille sehr wenig Einblick in die unermessliche Arbeit zu eigen ist, die in jedem Bauwerk verborgen liegt, daß sie nur zu leicht, angeleitet durch beneidliche Kritiker, ebenfalls in den Fehler verfallen, Kritik zu üben, ohne zu erkennen, wie unendlich schwer die Arbeit der Architekten und der Bauarbeiter waren, denen diese Werke zu verdanken sind. Das Volk soll an der Entwicklung dieser Werke selber sehen, was immerhin viel dazu gehört, solche gewaltigen Bauten zu entwerfen und bis ins einzelne Detail gewissenhaft und sorgfältig durchzuführen. Dann wird es mit Anstand und Ehrfurcht vor diesen monumentalen Gemeinschaftsleistungen stehen und auch geschult werden im Sinne der Beziehung zu unseren eigenen künstlerischen Auffassungen.

Gedanke des epochalen Stils.

Der zweite Grund aber ist der, die Künstler selber lehren zu lassen! Denn der einzelne Künstler übersteht im allgemeinen nur das, was bereits entworfen gebaut ist, oder was ihm durch dürftige Publikation bekannt wird. Wenn man überhaupt einer Zeitperiode ein einheitliches Stilprägnanz geben will, dann ist es wichtig, daß der Künstler gegenwärtig ihre Werke schon im Werden zu Gesicht bekommen, um dadurch von innen zu lernen. Denn es kann ja auf dem Gebiet der Kunst kein Patent und keinen Mutterkuchen geben. Es wird selbstverständlich die Ehre jedes Künstlers sein, durch seine Arbeit den Reichtum des allgemeinen Kulturbildes noch zu vermehren und ihm eigene Güte einzubringen. Allein es ist wichtig, daß sich daraus nicht eine Zerfahrenheit ergibt, sondern daß eine Gesamtausrichtung erfolgt ebenso wie der Volkstörper ein einheitliches Gebilde darstellen soll und muß.

Die Kunst unseres neuen Reiches soll daher einen so gleichartigen Charakterzug erhalten, daß man in späteren Jahrhunderten ohne weiteres daraus schließen kann, daß dies ein Werk des deutschen Volkes und dieser unserer Epoche ist.

Das erfordert aber, daß die Künstler schon im Entstehen der Werke anderer sich selber davon befrachten lassen, daß ihr Bild gemeint wird, daß die Größe der Bauaufgaben ermessen an den bereits vorhandenen Lösungen und an der Art, in der die anderen an solche herantraten.

Planung auf große Sicht.

Drittens soll aber auch der Auftraggeber lernen! Auch er soll ausgerichtet werden und eine Befruchtung erfahren, er soll aus diesen Ausstellungen ermessen, wie große Aufgaben gesehen werden und wie sie zur Lösung gebracht werden können. Hier hat man vielleicht den Einwand: Kann man denn überhaupt bauen? Natürlich, meine Volksgenossen, ist unser Bauen nicht nur, wie alles, was wir in unserem Reich tun, nicht nur durch die besondere Zweckmäßigkeit bedingt, sondern auch durch zwangsläufige allgemeine Erfordernisse bestimmt. Es war zum Beispiel in diesem Jahre notwendig, zum Schutze des Friedens unseres Reiches viele Hunderttausende von Bauarbeitern von den Baustellen des inneren Reiches wegzuziehen und sie zum Bau unserer Westbefestigungen einzusetzen. Das hat vielleicht in dem einen oder anderen Fall Schwierigkeiten mit sich gebracht. Allein, das wird vergehen.

Die Arbeitskräfte, die wir zur Zeit an den großen Wehrbauarbeiten, Kasernen und Befestigungen einsetzen, werden wieder zurückströmen und vollkommen zur Verfügung stehen für unsere sonstigen Arbeiten.

Entscheidend ist, daß unser Bauen und unsere Städteentwicklung überhaupt zunächst planmäßig durchdacht werden. In den Werken dieser Ausstellung sehen Sie nicht etwa das Ergebnis der Zeit zwischen der letzten Architekturausstellung und der heutigen, sondern in ihnen liegt die Arbeit von vielen Jahren, Plannungen, die zum Teil, soweit es sich um meine eigene Person handelt, auf Jahrzehnte zurückgehen. Soweit es sich um die Ausführung handelt, auf Jahre festgelegter Arbeit zurückzuführen können. Es ist möglich, daß an den Modellen, die zur Zeit ausgestellt sind, noch bestimmte Korrekturen vorgenommen werden müssen, sobald diese Modelle im Maßstab 1:1 aufgestellt werden können, oder daß sich die Notwendigkeit von Korrekturen im Zuge der Vervollständigung der Bauwerke selbst ergibt.

Was wir hier sehen, ist daher nicht das Ergebnis einer Eintagsarbeit, sondern eines jahrelangen immensen Fleißes, eine Durcharbeitung der Probleme bis zum Leisten! Das mögen sich die Kritiker, die ohne Kenntnis der Dinge ein leichtfertiges Urteil abgeben wollen, gesagt sein lassen!

Wie notwendig es ist, die großen Städtebaulichen Aufgaben gründlich durchzudenken, das müssen sich auch manche städtischen Behörden und manche private Auftraggeber vor Augen halten, die kommen und erklären, sie hätten einen Plan, aber sie könnten ja noch nicht anfangen zu bauen. Ihnen muß man entgegen: „Ihr Plan ist ja überhaupt noch nicht reif, angefangen zu werden. Sie müssen ihn erst zwei bis drei Jahre durchdenken! Machen Sie erst die notwendigen Modelle und glauben Sie nicht, daß Ihre ersten Modelle schon zur Durchführung genügen. Auch die Werke größter Meister werden nicht an einem Tage geboren.“

Wenn unsere Behörden und privaten Auftraggeber ihre Bauaufgaben in dieser Weise gründlich durchdenken, wenn in den Städten die Verkehrsprobleme richtig überlegt und gelöst werden, dann vergehen Jahre, bis endlich wirklich bewundernswürdige Entwürfe entstehen. Das kann ich Ihnen versichern: Wenn dann diese Entwürfe als bewährte Entwürfe angesehen werden können, dann sind stets auch die Arbeitskräfte und das Material vorhanden, um sie zu verwirklichen!

Auch wir hier haben so gearbeitet! Ich will nur ein einziges Projekt herausgreifen: den Entwurf einer neuen Münchener Oper. Viele Jahre wurde daran gearbeitet, und nun gewinnt dieses Projekt allmählich Form und Gestalt. Aber es wird noch eine lange Arbeit erforderlich sein, diesem Werk die letzte Ausführungsreise zu geben, und daselbst gibt von den großen Bauten in Berlin und dem Bauvorhaben im übrigen Reich.

Vergessen wir niemals: wir bauen nicht für unsere heutige Zeit, wir bauen für die Zukunft! Daher muß groß, solide und dauerhaft gebaut werden und damit auch würdevoll und schön. Jeder Auftraggeber, jeder Architekt, denen vielleicht im Augenblick irgendein architektonisches Mäßen bemerkenswerter oder interessanter erscheinen mag, sie mögen sich überlegen, ob ihr Vorhaben auch wirklich einer jahrhundertelangen Kritik standhalten kann. Darauf kommt es an!

Es ist das höchste Ausmaß, aber wir haben zahlreiche Beispiele für Arbeiten, bei denen man sich das nicht überlegt hat, die weder ihrem Zweck entsprechen und damit ihren Aufgaben genügen noch großartig in einer fernen Zukunft ausreichen können.

Der Berliner Dom.

Auch dafür möchte ich nur ein Beispiel herausgreifen. In Deutschland gibt es etwa 40 Millionen Protestanten. Dieser Bekenntnisprozentanteil hat sich in Berlin einen Dom gebaut, der als Zentralkirche der Hauptstadt des Deutschen Reiches für die dort lebenden 3.5 Millionen Protestanten dient. Der Fassungsraum dieses Domes beträgt 2450 Sitzplätze, die numeriert sind, und in denen also die hervorragenden protestantischen Familien des Reiches ihr Unterkommen finden sollen. Meine Volks-

genossen! Das geschieht in einem Zeitalter der sogenannten demokratischen Entwicklung. Dabei sollten die Kirchen selber am meisten demokratisch sein, denn sie haben ja mit Seelen zu tun und nicht mit Berufsständen oder sogar mit Rassen! Es ist nun schwer, einzusehen, wie in einer solchen Zentralkirche von 2450 Sitzplätzen der Seelennot von ungefähr 3.5 Millionen Menschen abgeholfen werden soll. Die Dimensionen dieses Baues, meine

Wahl im Memelgebiet.

Der deutsche Charakter des Landes aufs neue unwiderruflich bestätigt.

Ein Ehrentag der Deutschen.

DNB Memel, 11. Dezember.

Das ganze Memelland stand am Sonntag völlig im Zeichen der Landtagswahl, die für alle Memel-Deutschen ein feierliches Bekenntnis zu ihrem Deutschtum und zur nationalsozialistischen Weltanschauung bedeutet.

Schon in früher Morgenstunde füllte eine freudig bewegte Menge die Straßen der festlich geschmückten Stadt Memel, und bei Eröffnung des Wahlkampfes um 8 Uhr fanden bereits viele Tausende von Wählern in langen Schlangen vor den Wahllokalen. Nicht anders war es auf dem Lande.

Der Andrang war überall so stark, daß trotz des umständlichen Wahlverfahrens in der Stadt Memel um 11 Uhr bereits die Hälfte der Wahlberechtigten abgestimmt hatten. In den Landkreisen im Durchschnitt sogar 70 v. H. Mehrere Dörfer in den Landkreisen Memel und Pogegen meldeten bereits um 10 Uhr, daß sämtliche Wähler abgestimmt hätten. In Wellneragen stimmte als einer der ersten Wähler der Führer der Memel-Deutschen, Dr. Reumann, ab. Hier hatten bereits nach einer Stunde 70 v. H. der Wahlberechtigten abgestimmt.

In dem größten Wahllokal Memels, dem Fürstenthaus, drängte sich schon in den frühen Morgenstunden eine Menge von 2000 Menschen. Trotzdem vollzog sich die Wahl überall in musterhafter Ruhe und Ordnung. Zwischenfälle haben sich weder in der Nacht vor der Wahl noch während der Wahl selbst ereignet.

Während war es zu sehen, wie sich zahlreiche gebrechliche und gelähmte Frauen und Männer von den Männern des memel-Deutschen Ordnungsdienstes an die Wahlurnen tragen ließen, um ihre Ehrenpflicht als Deutsche zu erfüllen. In Willkischen bei Pogegen hat eine 88-jährige Frau bereits um 9 Uhr ihre Stimme abgegeben.

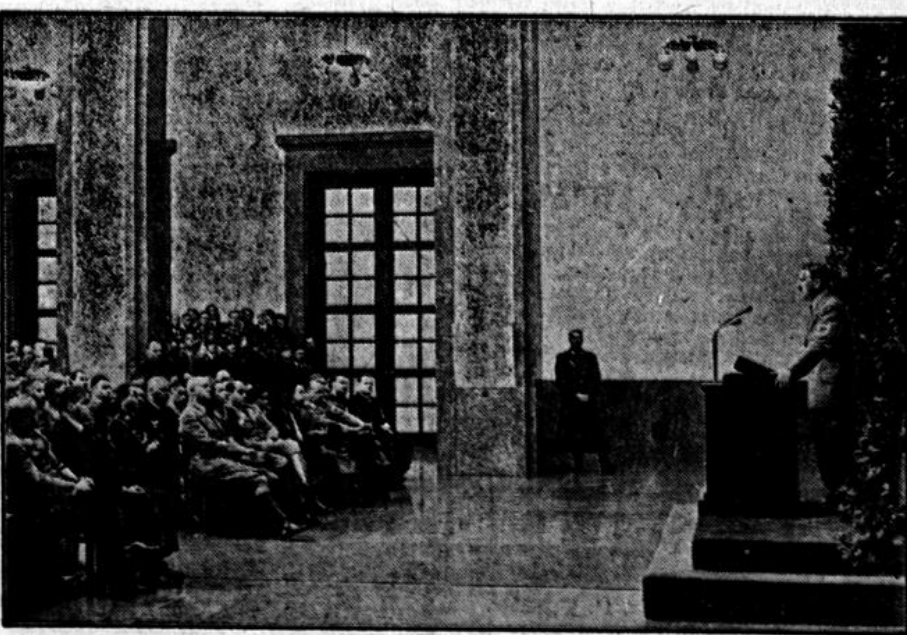
In einzelnen Dörfern des Kreises Heidekrug wurden die Wähler gegen 7 Uhr früh von der Jugend mit Gelb und Weiß begrüßt. Kranke und Gebrechliche wurden überall mit Fuhrwerken zum Wahllokal gebracht.

Auch aus dem Reich und aus Litauen sind wahlberechtigte Memel-Deutsche trotz der teilweise sehr weiten Reise zur Abstimmung nach Memel gekommen.

Geschlossen und mit Freiheitslieder-sang zur Wahl.

DNB Memel, 11. Dezember.

Nach den im memel-Deutschen Wahlbüro vorliegenden Meldungen aus dem ganzen Memelland hatten die Wähler bereits um 15 Uhr in den einzelnen Kreisen zu folgenden Prozentsätzen abgestimmt: Memelstadt 85 v. H., Memelland 90 v. H., Heidekrug 80 v. H., Pogegen 90 v. H.



Die feierliche Eröffnung der 2. Deutschen Architektur- und Kunsthandwerks-Ausstellung.

Unser Bild gewährt einen Blick in die Ehrenhalle des Hauses der Deutschen Kunst in München während der Rede des Führers bei der Eröffnung der 2. Deutschen Architektur- und Kunsthandwerks-Ausstellung am Sonnabendmittag. (Scherl-M.)

Volksgenossen, sind aber keineswegs technisch konstruktiv bedingt, sondern es ist das Ergebnis einer ebenso kleinen wie gedankenlosen Baugesinnung. In Wirklichkeit müßte dieser Dom 100 000 Menschen fassen. Man wird mir freilich sagen: Glauben Sie, daß da 100 000 Menschen hineingehen?

Das zu beantworten ist nicht meine Sache, sondern wäre Sache der Kirche! Aber Sie werden verstehen, daß wir, die wir nun wirklich eine Volksgemeinschaft sind, für unsere Bauwerke das Volk im Auge behalten müssen, daß wir Hallen bauen müssen, wo 150 000 oder 200 000 Menschen hineingehen.

Das heißt: Wir müssen sie so groß bauen, als die technischen Möglichkeiten dies heute gestatten, und zwar bauen wir für eine Ewigkeit!

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Ergebnisse erst in einer Woche.

Die Wahlen ohne Zwischenfälle beendet.

DNB Memel, 11. Dezember.

Die Wahl zum Memelländischen Landtag ist am Sonntag um 20 Uhr beendet worden. Die verschlossenen Wahlumschläge werden in den Wahllokalen gezählt, mit den Stimmzettel verglichen und aus allen Teilen des Landes noch im Laufe der Nacht nach Memel geschickt, wo am Montag die Zählung, sämtlicher Stimmzettel beginnt. Infolge des durch das litauische Wahlgesetz vorgeschriebenen umständlichen Verfahrens — jeder Wähler gibt 29 Stimmzettel ab — ist mit der Beendigung der Zählung und der Bekanntgabe der Ergebnisse erst in einer Woche zu rechnen.

Schon jetzt liegen allerdings an Hand der Zählung der abgegebenen Wahlumschläge nahezu vollständige Feststellungen über die Höhe der Wahlbeteiligung vor.

Es ergibt sich daraus, daß die Wahlbeteiligung sowohl in der Stadt Memel wie in den Landkreisen bereits um 19 Uhr fast überall 95 v. H. und darüber erreichte. In einer sehr großen Anzahl von Orten ist eine Wahlbeteiligung bis zu 100 v. H. erreicht. Die Wahlbeteiligung, die bei der letzten Landtagswahl immerhin schon 91,3 v. H. betrug, dürfte also erheblich überschritten werden.

Die Wahl ist ohne Zwischenfälle verlaufen, bis auf einen Vorfall in Karolischen bei Memel, wo einige Litauer die Fenster des Wahllokals durch Steinwürfe zertrümmerten. Sie wurden alle von der Polizei festgenommen. Vor dem Wahllokal der memel-Deutschen Liste, wo gleich nach Beendigung der Wahl durch einen Lautsprecherwagen die ersten Zahlen über die Höhe der Wahlbeteiligung bekannt gegeben wurden, verjammelte sich nach 20 Uhr eine große Menschenmenge. Um 21 Uhr marschierte der memel-Deutsche Ordnungsdienst unter Vorantritt eines Musikzuges und begeisterter Anteilnahme der Bevölkerung durch die festlich beleuchteten Straßen Memels.

Erneuter Ausnahmezustand in Kowno.

DNB Kowno, 11. Dezember.

Sonntagabend wurde ein Erlass des litauischen Staatspräsidenten verkündet, durch den über Stadt und Kreis Kowno der Ausnahmezustand, der bekanntlich erst am 1. November aufgehoben worden war, für die Dauer von sechs Monaten wieder verhängt. Diese Maßnahme wird, wie es in einer Meldung des litauischen Propagandaamtes heißt, im Interesse der Staatsicherheit und Wahrung der Ruhe und Ordnung erlassen im Zusammenhang mit Unruhen und unerwünschten Elementen, die gerade im gegenwärtigen Augenblick hervortreten.

Nach den Bestimmungen des Ausnahmezustandes können Personen durch den Innenminister oder dessen Organe unter Polizeiaufsicht gestellt oder in Zwangsarbeitslager geschickt werden.

Das Kabinett Spaak bleibt.

× Brüssel, 11. Dezember.

Nach einer Kabinettsitzung von drei Stunden dauerte das Kabinett Spaak eine öffentliche Erklärung über die politische Lage ab. Nachdem die Regierung eine große Mehrheit bei der Vertrauensabstimmung erhalten habe, geniesse sie also das Vertrauen des Königs, des Parlaments und des Volkes. Man könne das Kabinett daher nicht eines anti-demokratischen Verhaltens beschuldigen, wenn es am Ruder bleibe. Die Regierung Spaak werde nicht demissionieren. Spaak wies dann auf den „Burgfrieden“ hin, der mit den Regierungsparteien abgeschlossen wurde, um die bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu beseitigen. Sowohl vom finanziellen wie vom wirtschaftlichen Standpunkt wäre es katastrophal, das Land in eine politische Krise zu stürzen.

Die Ermordung des Präsidenten Doumer war ein Werk der GPU.

Sowjetkollaboration lagte den Mord voraus. - Auch der Anwalt der Pleviskaja sagt: „ein Sowjetverbrechen“.

Neue Enthüllungen im Skoblinprozeß.

(1) Paris, 10. Dezember.

Der fünfte Verhandlungstag im Pleviskaja-Prozess brachte wieder eine ganze Reihe interessanter Zeugenaussagen, vor allem wichtiger ehemaliger russischer Generale, die immer wieder ihrer Ueberzeugung Ausdruck gaben, daß General von Miller ein Opfer der GPU und des Spiegels Skoblin und seiner Frau, der Pleviskaja, geworden ist. Zunächst wurde ein Kraftwagenfahrer über zahlreiche Fragen angehört. U. a. erklärte er, daß ein Kraftwagen von 22 PS, wie derjenige, der am Entführungstage von der Sowjetbotschaft in Paris nach Le Havre gefahren ist, für die Strecke Paris - Le Havre etwa 2 1/2 Stunden benötigte, falls der Fahrer den Weg gut kenne. Hierüber kam es zu einem lebhaften Wortwechsel. Der Verteidiger der Angeklagten, Rechtsanwalt Schwoß, stellte die Behauptung auf, daß für diese Strecke 4 1/2 Stunden nötig seien. Unter allgemeinem Gelächter der Anwesenden erklärte darauf der Sachverständige, daß dies die Meinung eines Mannes sei, der noch niemals einen Kraftwagen gefahren habe.

Es wurde dann der Vertraute des Generals von Miller, der ehemalige russische General und jetzige kaufmännische Angestellte Chatilow, aufgerufen, der in seiner Aussage der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß Skoblin den General von Miller in eine Falle gelockt habe. Frau Skoblin sei die schwarze Seele ihres Mannes gewesen und habe um alle seine Umtriebe gewußt. Sie sei also auch über die Entführung unterrichtet. Wo jetzt General von Miller sei, könne wohl auch die Angeklagte nicht sagen und wissen, denn die Sache sei von der GPU in die Hände genommen und weitergeführt worden. Als der Zeuge von dem Nachfolger der Generale Kutepow und Miller, dem neu gewählten Chef der ehemaligen russischen Frontkämpfer in allen Ländern, dem General Kellangelski, sprach und berichtete, daß er jetzt in Belgien sei, bemerzte der Gerichtspräsident, daß dies nach den Enthüllungen der beiden Vorgänger eine sehr kluge Vorlesung mache. Die Pleviskaja verfolgte mit höchster Spannung die Aussagen gerade dieses Zeugen und ließ den Eindruck aufkommen, daß sie sehr wohl des Französischen mächtig sei. Auf eine überraschende Frage des Gerichtspräsidenten nahm sie sich jedoch sofort wieder in die Gewalt und tat so, als ob sie aus einem tiefen Traum erwache, und sie erklärte, nichts verstanden zu haben. Sogar der Dolmetscher warf ihr vor, eine schlechte Komödiantin zu sein.

Der Verteidiger Bilonento bemühte sich daraufhin, die Prozeßfrage auf ein ganz anderes Gebiet zu schieben und spricht von geheimnisvollen Beziehungen der Wehrkräften zu General Franco. Darauf greift der Rechtsanwalt der Pleviskaja, Ribet, ein und packte den Verteidiger bei seiner Kehle. Er forderte ihn auf, mit offenem Mitleid zu kämpfen und erklärte:

„Gestern habe ich meine These dargelegt, hier liegt ein sowjetrussisches Verbrechen vor! Heute kommen Sie und wollen nun behaupten, ein spanisches Verbrechen. Erklären Sie sich darüber!“

Nach kurzer Unterbrechung der Sitzung erteilte der Gerichtspräsident dem Verteidiger Bilonento das Wort. Er erklärte: „Ich habe mir die Worte des Anwaltes Ribet überlegt und werde auch meine These in aller Offenheit darlegen.“

Die Sowjets sind in dieser Angelegenheit voll verantwortlich! (Allgemeine Bewegung im Saal.) Sie haben dieses Verbrechen gegen General von Miller organisiert als Gegenstück gegen Spanien.

Aber diese Frau (er zeigt auf die Pleviskaja) ist unschuldig! Er würde übrigens gar nicht die Verteidigung der Angeklagten übernehmen, wenn er geglaubt hätte, daß sie schuldig sei. Der Rechtsanwalt der Pleviskaja, Ribet, dankte daraufhin dem Verteidiger für seine loyale Meinung. Genau wie Bilonento glaube er fest, daß es sich hier um ein Verbrechen der Sowjets handelt.

Der nächste Zeuge war der 68jährige General Denzin, der heute Schriftsteller ist und der offensichtlich sehr objektiv sein wollte. Auf die Frage, ob er an die Schuld der Pleviskaja glaube, erklärte er, er habe dafür keinen Beweis. Auch dafür, daß General Skoblin ein Doppeltagent gewesen sei, habe er keinen Beweis, doch sei er davon überzeugt.

Darauf wird ein Zeuge vernommen, dessen Aussagen die größte Ueberraschung hervorgerufen. Es ist der ehemalige Oberst der russischen Armee Theodonesco, der jetzt Taxikaffeur ist.

Theodonesco erhebt eine flammende Anklage gegen die Agenten der GPU, die für die Entführung der Generale Kutepow und Miller genau so wie für die Ermordung des französischen Staatspräsidenten Doumer verantwortlich seien.

Der Zeuge berichtet dann folgenden sensationellen Tatbestand: Im Jahre 1932 habe ihm der General Skoblin vorgeschlagen, so zu tun, als ob er in den Dienst der

GPU eintreten wolle. Das sei eine sehr einträgliche Sache. Er habe scheinbar in den Vorlesungen ein- gewilligt, und er habe ihn mit dem sowjetrussischen Spionagechef, dem General Iwanoff, bekanntgemacht, der die Beobachtung der wehrkräftigen Emigranten leitete. Iwanoff sei sowohl über alle Vorgänge in der wehr- russischen Emigration wie der französischen Politik aus- gezeichnet unterrichtet gewesen.

Iwanoff habe ihm eines Tages erklärt, daß es in Frankreich bei den Wahlen zu einem großen Coup kommen würde. Wer das Opfer sein würde: ... La- dieu oder Doumer ... ? Und General Iwanoff habe hinzugefügt, wie es ihm gefiele, wenn ein Wehr- rufte so etwas anstellte, zum Beispiel ein verurteilter Kollat.

Der Zeuge Theodonesco erklärte, daß er sofort das Sonderkommissariat des Elyse-Palais von diesen En- thüllungen unterrichtet und gewarnt habe. Aber trotzdem wurde am 6. Mai 1932 Staatspräsident Doumer von dem irrsinnigen Gorguloff erschossen. Auch den Ge- neral von Miller hat der Zeuge seit dem Jahre 1935 vor seiner Entführung gewarnt.

Theodonesco äußerte schließlich seine Ueberzeugung, daß Skoblin ein Agent der GPU war und den General von Miller entführt hat und Frau Skoblin sicherlich auf dem laufenden gewesen sei. Als der Hauptverteidiger der Angeklagten, Anwalt Schwoß, den Zeugen mit der Be- merkung abtun wollte, daß er ja aus der Liga des Ge- nerals Miller ausgeschlossen worden sei, stellte Rechts- anwalt Ribet fest: „Ja, aber auf Veranlassung Skoblins. Sollte Miller dagegen auf Theodonesco gehört wäre er heute vielleicht noch in Paris.“

Der nächste Zeuge, General Erdeli, war der Vor- sitzende des inneren Sicherheitsausschusses über die Entführung Millers. Alle 90 Personen, die vor dem Ausschuss erschienen waren, hätten einstimmig erklärt, daß Skoblin ein Verräter sei und den General von Miller wie eine Ware seinen Auftraggebern, den Sowjets, ausgeliefert habe. Frau Skoblin habe scheinbar das ganze Verbrechen ihres Mannes getannt. Diese Frau sei ein sehr harter Charakter, und Skoblin sei unter ihrem Einfluß ein Verräter geworden.

Der nächste Zeuge, Bezodowski, der sich heute als Journalist bezeichnet, war laut Angaben des Rechts- anwaltes Ribet vom Jahre 1927 bis 1929 Botschaftsstat an der Sowjetbotschaft in Paris und vertrat bei Ab- wesenheit sogar den Botschaftsleiter. Bezodowski mußte sich seinerzeit, als er von der GPU verhaftet und in der Botschaft gefangen gehalten wurde, über die Mauer des Botschaftsgebäudes flüchten und den Schutz der französischen Polizei- behörden für sich und seine Familie erbitten. Bei der heutigen Verhandlung antwortete Bezodowski nur sehr zögernd auf die verschiedenen Fragen, denn offensichtlich befürchtet er auch weiterhin Repressalien durch die GPU. Dennoch erzählte er nach mancherlei Zögern folgendes:

Der damalige sowjetrussische Botschaftsleiter Pano- witsch habe ihm einmal in Moskau anver- traut, daß er über die Tätigkeit der Wehr- rufen in Paris sehr gut unterrichtet sei. Denn in nächster Umgebung des Generals Kutepow läge ein General als sein erster Mitarbeiter, der mit einer Sängerin verheiratet sei, und der die Aktivität der Wehrkräften überwache.

Panowitsch sei inzwischen in Moskau hingerichtet worden.

Der Anwalt Ribet fragte dann den Zeugen, ob es in dem Gebäudekomplex der Pariser Sowjetbotschaft in der Rue Grenelle Kata-

stomben gäbe. Bezodowski zeigte sich wieder recht zurückhaltend, gab jedoch zu, daß es sich bei diesem Gebäude um einen Bau aus dem 17. Jahrhundert handle, der zahlreiche Keller gewölbe und Gänge aufwies. Einer von diesen Gängen sei mit einer großen schweren Eisentür verschlossen.

Der Gerichtspräsident machte den Zeugen darauf auf- merksam, daß er auf derartige Fragen, die mit dem Pro- zess eigentlich nichts zu tun haben, auch nicht zu an- worten brauche.

Von diesem Augenblick an erzählt man nichts Wesent- liches mehr von dem Zeugen über die Inneneinrichtung der Pariser Sowjetbotschaft. Auf eine weitere Frage des Anwaltes Ribet erklärte der Zeuge jedoch lächelnd: Wenn man Geheimagenten habe, werde man wohl auch geheime Häuser an verschiedenen Stellen von Paris zur Verfügung haben können. Der Anwalt stellte dann die Frage, ob der Botschaft auch ein Helfer oder Arzt zugeteilt wäre. Der Zeuge bejahte dies und antwortete, in Paris sei dies Dr. Beliski gewesen, der der Sowjet-

russischen Handelsvertretung zugeteilt und zugleich stell- vertretender Chef der „geheimsten“ Polizei gewesen sei. Dieser Doktor habe seit 1932 Paris verlassen und sei in Moskau hingerichtet worden. Desgleichen sei auch der Arzt an der Berliner Sowjetbotschaft, Dr. Goldstein, vergiftet worden.

Der letzte Zeuge dieses Tages ist der Redakteur Se- menow von der wehrkräftigen Zeitung „Die Wieder- geburt“ in Paris, der den General Skoblin sehr gut kannte. Semenow erklärte, er habe Skoblin bereits seit 1935 in Verdacht gehabt, daß er mit der GPU in Be- ziehungen stehe, mit der Skoblin in Sibirien gewesen sei und später bei einem Pelzhändler in Berlin erste Füh- lung aufgenommen habe. Der Zeuge erklärte eindeutig, daß General von Miller von der politischen Polizei der Sowjets entführt gewesen sei, während Frau Skoblin, die man in gewissen Sowjetkreisen „unreife rote Mutter“ nenne, auf dem laufenden über das Verbrechen gehalten worden sei.

Dann wurde die Verhandlung unterbrochen und die Fortsetzung auf Samstagmittag verschoben.

Das war Franz von Lenbach.

Kleine Geschichten aus dem Leben des Bismarckmalers.

Von

Richard Carstensen.

Als Elftjähriger verließ Lenbach das Elternhaus und floß nach Landshut über, um auf der dortigen Ge- werbeschule seine Kenntnisse in den „Wissenschaften des Lebens und Schreibens“, in denen er auf der heimatischen Dorfschule in Schrodshausen nicht über die ersten An- fangsgründe hinausgekommen war, zu vervollständigen. Damals wäre er wegen eines „höllischen Komplottes“, das er gegen den ehrenwerten, aber wenig beliebten Religionslehrer ausgeheckt hatte, fast mit der Entfer- nung von der Schule bestraft worden. Er nutzte die Ge- wohnheit des Lehrers, sich während des Unterrichts gegen die erste Bank zu lehnen, listig aus, rief eine funktionell aus Stoff ausgeformte Gelsfigur jorgfältig mit Kreide ein und drückte sie dem ahnungslosen Lehrer dreimal auf der schwarzen Soutane ab. Mit diesen drei Gemälden — jedes ein „echter Lenbach“ — gezier- tierte der arglose Lehrer durch die Straßen der Stadt nach Hause. — Lenbach berichtet in seinen Erinnerungen selbst über die geringe Anerkennung, die er damals für sein erstes „Meisterwerk“ erntete. Die Prügel, die der erste Lehrer ihm am folgenden Tage verabreichte, nahm er aber gern in Kauf für den wohlgeordneten Scherz, den er sich, den Landshuter Bürgern und Schul- leuten bereitet hatte.

Auf der Weltausstellung in Wien, wo Lenbach meh- rere seiner Gemälde ausgestellt hatte, war er mit dem Leiter der Ausstellung, einem Herrn von Schwarzen- Senborn, heftig aneinandergeraten. Dieser Herr, dem es besonders wichtig war, den eigenen Geldbeutel zu füllen, hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, die Plätze an verschiedenen Ausstellern zugleich zu vermieten, wobei er es ihnen dann überließ, selbst die unübersehbare Un- ordnung und Verwirrung, die er angerichtet hatte, zu klären. Lenbach war nicht der Mann, sich solche Ueber- greiffe bieten zu lassen. Er ging logisch in das Büro des Gewaltigen, traf ihn auch an und machte seinem Unmut in urbanen Worten Ausdruck. „Sie lenborniertes Nebelhörnchen“, beendete Lenbach seinen Temperamentsausbruch, „Sie werden mich noch kennen lernen!“ — Der Erfolg dieser Anrede übertraf alles Er- wartete. Denn der Direktor entschuldigte sich „in den ge- wöhnlichsten und höflichsten Ausdrücken“ und beehrte sich, den berechtigten Wünschen des Malers nachzukommen.

Aber einst kam Lenbach selbst an den Unrechten. Er befand sich, bereits auf der Höhe seiner Erfolge, zur Er-holung im Gebirge, als er auf einem Spaziergang eine

Gruppe Waldbewohner traf, die eben ihre Frühstücks- runde machten. Der eine von ihnen, ein bärtiger Mann, festete des Malers Interesse auf das höchste; es war ein wunder- voller Charakterkopf. Lenbach hat den Mann, der eben im Begriff war, ein kurzes Schälchen zu halten, sich auf- zurichten, und verpackte ihm eine Mark, wenn er sich fressen sollte.

„Mei Ruach will i han“, murmelte der Mann, „hier haltet an Taler, wann d' mir mei Ruach laßt!“ Mit dieser unheimlichen Antwort legte sich der Waldbewohner ins Gras, in dem er dem großen Künstler seine weniger schöne Seite zugewandt.

Als Lenbach sich schon durch seine berühmten Gemälde einen Namen gemacht hatte, kam ein einflußreicher Bankier mit der Bitte zu ihm, ihn zu malen. Lenbach schien nicht abgeneigt, nannte aber, als der Geldmann sich vorichtig nach dem Honorar erkundigte, eine so hohe Summe, daß der Besucher erschrocken aufsprang: „Aber, Herr von Lenbach, ein solcher Betrag? Neulich hat einer meiner Freunde ein von Ihnen gemaltes Bismarckbild käuflich erworben, dessen Preis nur die Hälfte der Summe betrug, die Sie jetzt von mir fordern.“ „Ja, sehen Sie, Herr Kommerzienrat“, lächelte Lenbach mit seiner unbegreiflichen Ruhe, „darin liegt eben der Unterschied. Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck zu malen, bedeutet mir auch ein Vergnügen!“

Als Porträtist seiner Epoche, der berufen war, die Großen — Bismarck, Moltke, den alten Kaiser und alle die männlichen Persönlichkeiten, die jenes Zeitalter reich machten — der Nachwelt zu überliefern, wurde er von seiner Zeit mit Ehren und Ruhm überhäuft. In seiner Vaterstadt Münden lebte er wie ein Fürst in seiner im Stil der römischen Landhäuser erbauten Villa bei den Propärien. Sein Leben war, so urteilt ein Kunsthistoriker über ihn, ein Nachklang aus jener Zeit, da Karl V. sich bückte, um Tizian den Pinsel aufzuheben.

Trotz aller Ehrungen aber, die seine Zeit für Lenbach bereit hielt, blieb er von der schlichten Bescheidenheit, mit der er einst als Naturgenosse mit den Besessenen des heimatischen Schrodshausen auf Du und Du ver- kehrte. Als er durch Tod des Prinzregenten abgelöst war und sich nun „Franz Ritter von Lenbach“ nennen durfte, fragte ihn Graf Schat, der Gönner des Malers, wie er sich fühle in seiner neuen Würde. Dem biederen Lenbach stand der Schalk im Gesicht, als er ernsthaft er- klärte: „Ach, Herr Graf, es ist ein wunderbarer, un- beschreiblicher Zustand. Aber — mit Schreden denke ich an den vergangenen Donnerstag früh, die letzte bürger- liche Nacht — einfach grauenhaft!“

„Niessteuer.“

Sie soll in Mexiko erhoben werden, erstens weil der Staat Geld braucht, zweitens um das Publikum so zu erziehen, daß es nicht seinen lieben Mitmenschen fort- während anhängt oder anpöfzelt. Wer dabei ertappt wird, der soll eine Geldbuße zahlen müssen. Die größte Schwierigkeit bereitet allerdings ihre Durchführung. Da man nicht erwarten kann, daß Männlein und Weiblein, die ihr Nies- oder Hustenbedürfnis auf offener Straße befrie- digt haben, von selbst zum Stadtbüro kommen werden, um reumütig zu bekennen, und die Schuldeute, besonders in der Erklärungszeit, überhaupt keine andere Tätigkeit, als bei niedrigen Personen die Straße einzuschieben, aus- üben könnten, sich auch zweifellos wenige melden wür- den, um als freiwillige „Niesgeld-Einzahler“ eingestellt zu werden, so dürfte es kaum zur Einführung dieser geplanten Hygiene-Steuer kommen.

Seeferne als Möwenfutter.

Wenn die Möwen Seeferne fressen, schütteln sie sie erst eine ganze Weile kräftig hin und her, etwa wie ein Hund eine Kette hin- und herleudert, ehe er sie frißt; dann erst schlucken die Möwen die Seeferne hinunter, was ihnen höchlich viel Mühe macht.

Wohin fliegen die Glaspfitter?

Wenn in der Nähe eines Hauses eine Explosion statt- findet, werden die Scheiben nach außen gedrückt und nicht nach innen, falls sie nicht von herumschwebenden Eisenpfittern oder dergleichen getroffen werden.



Neue anti-italienische Kundgebungen in Tunis.

Im Zentrum von Tunis kam es erneut zu Demonstrationen von Antifaschisten und Juden. Der Mob bewarf wiederholt ein Bild des Duce, das in der Agentur der italienischen Schiffahrts- gesellschaft stand, mit Steinen. Auf unserem Bild sieht man Demonstranten in Tunis. Die gehaltenen Fäuste zeigen jedem den jüdisch-bolschewistischen Ursprung der Kundgebungen. (Associated-Press-M.)

Wer gewann 75.-Mk. monatlich auf Lebenszeit?

Endergebnis des großen Burnus-Preiswettbewerbs

Die besten Gesamtleistungen:

1. Preis: Frau Emma Sausel, Groß-Machnow Kr./Teltow, Nibelungen Allee 1880
RM. 75.— monatlich auf Lebenszeit
2. Preis: Frau Anna Bernhard, Frankfurt/Main, Wiltshausen Allee 103
RM. 50.— monatlich auf Lebenszeit
3. Preis: Frau Luise Sannemann, Köthen/Anhalt, Geuzer Straße 54
RM. 25.— monatlich auf Lebenszeit

Die weiteren 1007 Preisträger wurden von uns direkt benachrichtigt.

Die Gewinner des 3. Teil-Preiswettbewerbs:

1. Preis: Frau Tilla Wintergerst, Weilstetten bei Bolingen/Würt., Postfach 74 RM. 2000.—
2. Preis: Frau Anni Schneider, München 25, Farchanter Straße 45. RM. 1000.—
3. Preis: Fräulein Jutta Ehl, Bad Lippspringe/Westf., Detmolder Straße 32 . . . RM. 500.—

Die Gewinner der übrigen 1060 Preise wurden von uns direkt benachrichtigt.

Rund 230 000 Vorschläge

erhielten wir im großen Burnus-Preiswettbewerb!

Diese großartige Beteiligung beweist am besten, wie sehr sich Burnus heute schon die Herzen der Hausfrauen erobert hat. Die besten der eingegangenen Rezepte werden nun zu dem Wäsche-WBC zusammengestellt. Alle diejenigen, die Burnus noch nicht kennen, können dieses Wäsche- nach Fertigstellung ebenfalls erhalten und sich beim neu eingerichteten Burnus- Wäscheberatungs-Dienst Rat und Auskunft holen. Schreiben Sie nur eine Karte an die Burnus U.G., Darmstadt. Auch Sie wird Burnus von seinen Vorschlägen überzeugen. Burnus löst biologisch den Schmutz aus den Wäsche- stücken heraus. Ohne scharfes Reiben und Bärhen, ohne langes Kochen er- halten Sie mühelos und schonend saubere Wäsche. Sie sparen dadurch Wäsche- mittel, Arbeitskraft und Feuerung, denn mit Burnus ist der meiste Schmutz schon in der Brüche. Auch im Haushalt leiht Ihnen Burnus oft gute Dienste.

Anwendungsgebiete von Burnus sind überall da, wo man Wasser zur Reinigung verwendet.



Edelweiß, die Königin der Alpen.
Edelweiß
das gute
Fahrrad
das Sie vollstän-
digen wird. Der
Lauf ist spielend
leicht, die Halbar-
keit ist unübertref-
lich. Das äußere v. grob.
Schonheit. Wenn
Sie dies hübsch.
Edelweiß-Fahrrad
sehen, werden
Sie überrascht
sein von seinem
niedrigen Preis.
Katalog auch ab.
Nähmaschinen senden an jeden kos-
tenlos. Über 1/2 Million Edelweißräder
haben wir schon seit 40 Jahren überal-
hin verschickt. Das konnten wir
wohl nimmermehr, wenn unser Edel-
weiß nicht gut und billig wäre.
Edelweiß-Decker
Fahrradbau und Versand
Deutsch-Wartenberg 91

Die beste Reklame
ist und bleibt das
Zeitungs-Inserat!

Deutsches Land zu Weihnachten.

Nordmark:

Wo wächst der Weihnachtsbaum?

(Von unserem Dr. H. E. Mitarbeiter.)

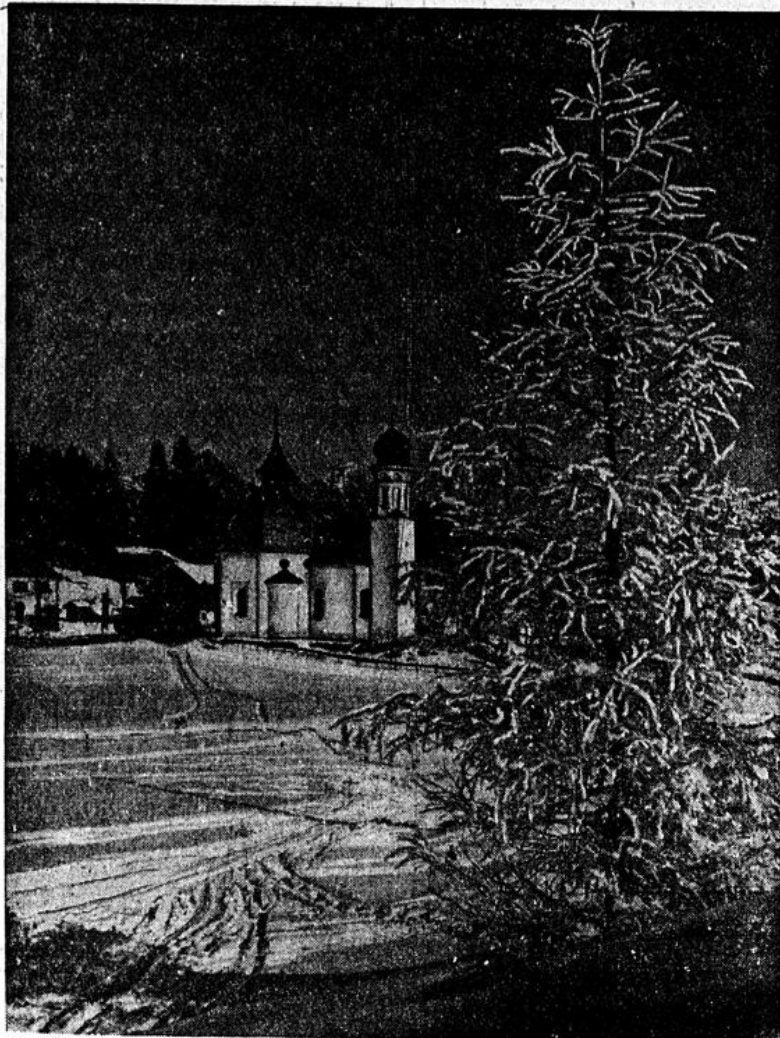
Auf allen Autobahnen des Reiches rollen jetzt Lastwagen, hochgeladen mit Weihnachtsbäumen. Wägen für Wägen mit Tannenzweigen in die deutschen Gauen. Über 12 Millionen Weihnachtsbäume werden erstrahlen. Das ist gewiss eine sehr große Zahl, aber es gibt 15 Millionen Haushaltungen in Deutschland, und da bekanntlich sehr viele Bäume aus den Gärten und Vereinigungen oder für öffentliche Veranstaltungen gekauft werden, so sieht man, daß längst noch nicht in jeder deutschen Wohnung ein Lichterbaum glänzt.

Immerhin 12 Millionen! Der arme Wald, der das alles hergeben soll! hört man klagen, aber das ist ein Fehlschluß. Die Weihnachtsbäume kommen meistens gar nicht aus dem „Wald“, sondern rund 80 Prozent aller Christbäume werden in eigenen „Weihnachtsbaumkulturen“ gezogen. Auch die übrigen wachsen meist in belandeten „Quartieren“, z. B. als Grünsträucher unter Ueberlandleitungen. Das sind Gelandestreifen, die sonst forstwirtschaftlich doch nicht richtig ausgenutzt werden könnten. Nur wenn über den veranlagten Bedarf hinaus zum Schluß noch etwas geerntet wird, dann muß der eigentliche „Wald“ ausbilden. Es ist also ein Irrtum, wenn man glaubt, die Forstwirtschaft werde Jahr für Jahr geschädigt, wenn die Weihnachtsbäume geerntet werden. Die Bäume, die für die forstwirtschaftliche Nutzung in Frage kommen, sind im Durchschnitt 80 bis 100 Jahre alt. Weihnachtsbäume dagegen nur 7 bis 10 Jahre. Der Handel mit Christbäumen ist durch die Marktordnung sehr geregelt, aber er ist kein großes Objekt für die eigentliche Forstwirtschaft, obwohl es sich dabei um einen Umlauf von vielen Millionen Mark handelt. Auch die weitverbreitete Meinung ist falsch, daß die meisten Weihnachtsbäume aus dem bayerischen Wald, aus Thüringen und aus dem Harz kämen.

Aber wo wohnen denn nun die „Weihnachtsbaumbauer“? Die größten deutschen Baumkulturen beherbergt die Nordmark. Auf dem schwärzigen Geestboden zwischen Hamburg und Rendsburg strecken sich Fichtenkulturen, Baum- und Fichtenkulturen und Forstplantagenbetriebe in unabsehbarer Weite hin. Mehr als die Hälfte aller deutschen Weihnachtsbäume stellte bisher Schleswig-Holstein, und erst in den letzten Jahren trat mehr und mehr das Sauerland als Konkurrent auf. Seine Fichten sind breittüftiger, gedrungener als die schlanken Schleswig-Holsteiner, und sie scheinen allmählich beliebter zu werden. In diesem Jahr wird zum ersten Male aus dem Sudetenland Weihnachtsbäume ins Altland schiden. Es sind nicht Fichten, es sind Buchen, die auf ihrem Land die Fichten für das deutsche Weihnachtsfest auszuheben, und es gehört eine ganz besondere Saat, eine besondere Pflege und Kultur dazu, die in dichten Waldbeständen gar nicht möglich wäre. Bis in ferne fremde Länder, nach Finnland, Australien und Südamerika kann Deutschland Weihnachtsbäume ausführen, ohne für den „Wald“ zu rauben.

Wiel größer und bedeutender als die Weihnachtsbaumkultur ist jedoch das gewaltige Anbaugelände von Fichtenzüchtern in den Sudeten. Das größte Fichtenzüchtergelände der Welt! nennt der Völkertempel diese Kulturen. Bis zu 50 Prozent des deutschen Fichtenzüchters kommt aus dieser „Wiege des deutschen Waldes“. Alle deutschen Weihnachtsbäume (Fichte- und Buchenbäume) werden hier von der Ausaat bis zur Verpflanzung kultiviert. Mehr als 120 Wägen, vollgepackt mit jungen Baumsetzlingen, verlassen in der Hauptpflanzzeit täglich den Bahnhof von Hainichen. Wie keine zierliche Fichtenzüchterin drängen sich die ein- und zweijährigen Fichten, Buchen und Fichten auf gewaltigen Feldern aneinander — zu Millionen! Sie werden vier Jahre lang auf gewaltigen Fichtenfeldern von Arbeiterinnen, meist schlesische Waldarbeiterinnen, hoch in Kolonnen über die Felder rücken, Unkraut und Steine sammeln. Im Spätherbst werden die künftigen Weihnachtsbäume mit riesigen Motorsägen gelodert, von den Arbeiterinnen herausgezogen, gebündelt und in Winterquartiere „eingeschliffen“, denn draußen könnten sie erfrühen. Die viel zitierten Nadelstiche müssen durch Strohhüllen und Zellbahn vor Frostgefahr geschützt werden, die sie kilometerweit über die Felder erstrecken.

Immer mehr gehen die deutschen Fichtenzüchter dazu über, auf eigene Planausstattung zu verzichten, da die Fichtenzüchter sich längst ihr Vertrauen erworben haben. Der Fichtenzüchter kann sich darauf verlassen, daß ihm Gut geliefert wird, das nicht nur raffisch wertvoll, sondern auch für alle belohnenden klimatischen Bedingungen brauchbar ist. Heute ist es daher nicht mehr, wie in früheren Jahrzehnten, möglich, mit minderwertigen Bäumen (z. B. Franzosenfichten) den deutschen Wald zu verunsichern. In den großen Gärten, in denen die Nadelstiche im Spätherbst fortgesetzt, verpackt und zum Versand fertig gemacht



Weltbild (M).

werden, liegen riesige „Setztörbe“. Das sind Strohhüllen, in denen Fichten und Buchen, zu je tausend in ein Bündel gebündelt, auf den Versand warten. „Chasso“ lesen wir auf einem Beschriftungsetzel, auf einem anderen einen kolumbianischen Spruch. 10 Prozent der Produktion gehen auch heute noch ins Ausland; England, Dänemark und Finnland sind die besten Kunden.

Zur Weihnachtsbaumkultur und Weihnachtsbaumkultur kommt noch ein dritter Zweig hinzu: die Baum- und

Sachsen:

Das Erzgebirge - deutsches Weihnachtsland

Don sächsischen Schnitzern und Klöpplerinnen.

A. Schneeburg, im Dezember 1938.

Mit hellen Glöckchenläuten künden die Türme von St. Wolfgang die künftige Weihnachtsstunde. Während er noch prillt, wie es auch heute noch seines Amtes, so sein verdächtiger Feuerkeim zu vermelden, hat sich vor seinen Augen ein keltischer Zauber auf. Schneeburg, hoch oben im Erzgebirge, steht im vorweihnachtlichen Lichterglanz. Kein Fenster, aus dem nicht Kerzen strahlen; Berggipfel und Engel halten sie in Händen, zu ihnen gesellt sich — so verlangt es der Brauch — der Räuchermann. Schneeburg im Lichterglanz: Das Erzgebirge öffnet sein Silbernes Haus.

Silber steht der Bergmann zwar nicht mehr aus dem Schacht, doch manches edle Geheiß. Nicht mehr ist Schneeburg in aller Munde, wie einst, als von keinem Silberbergbau der Reichum ins sächsische Land und über keine Grenzen hinausging, als Schneeburg eine Mänschke hatte wie das unweit gelegene Joachimsthal, dessen Name noch heute im „Thaler“ weiterlebt. St. Wolfgang, eine von Sachsens größten Kirchen, hatte die Bürgerhäuser mit dem schmunzlenden Gesicht des Barock und Zeugen einer Zeit, die mit ihrer lüppigen Wohlhabenheit das Städtchen wie das ganze Erzgebirge längst vergessen hat. Doch

ein Reichum ist den Menschen des Erzgebirges geblieben, ihr Fleiß und ihre innere Zufriedenheit.

Wie deutlich hört man das in der Weihnachtsstunde, die sich der Wiege des Volkstums annimmt — gemeinsam mit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in Schneeburg aufgebaut hat. Die Welt des Erzgebirges, sie wird hier lebendig. Wer kennt nicht die „Pyramiden“, die aus dem Erzgebirge den Weg in alle Welt gefunden haben: Die Darstellung der Christnacht, darüber der statische Bergmannsberg und noch ein Glöckchen höher eine Jagd, alles mit feinsten glänzenden Kerzen und alles in luftig drehender Bewegung. In der Schau zu Schneeburg sind diese „Pyramiden“ in größten Ausmaßen anzutreffen. Weihnachtsland im Erzgebirge ist ohne den Lichtertragenden Bergmann und den Lichterglanz nicht zu denken. Und so viel Jungen und Mädchen im Hause sind, so viele Bergleute und Engel stehen in der Weihnachtsstunde. Jeder für die Fäden und Engel für die Mänschke. Ein schöner Brauch! Nicht von ungefähr steht beim Tannenbaum der „Weihnachtsberg“. Eines ganzen Jahres, nein vieler Jahre Arbeit — denn immer wird er vervollständigt — steht in ihm, Arbeit am Feierabend. Gleichnis ist er für die Arbeit überhaupt. Es erscheinen der Bauer am Pflug, der Holzfäller, der Jäger, mit ihm allerlei Waldgeister, und der Handwerker, nicht zuletzt das Bäcker, nach dessen Fleiß jeder Erzgebirger strebt. Und alles hat Leben. Nicht allein, daß die kunstvoll geschnittenen Figuren der Wirklichkeit abgelaufen sind, sie bewegen sich auch. Wenn der Tagelöhner Mittagsgast hält, so hören wir das eifrige Klappern des Löffels wie das emliche Hämmern des Schmiedes oder das Dangeln einer Senle. Und auch hier steht nicht die feistliche Bergparade. Solch ein Tüftler ist der Erzgebirger, daß er vielen seinen Mechanismus erfindet, eine Eigenschaft, die ihm das Zeug zum besten Facharbeiter gibt. Mancher Erfinder hat seinen Werdegang in einem Erzgebirgsdörfchen begonnen.

Wer denkt nicht an das Erzgebirge, wenn er eine Krippe in der Hand hält? Das Mutter ist vielfach in Schneeburg entstanden, wo die einseitige Krippe in Europa ihren Sitz hat. Und wieder ist es die Natur, die neue Spielarten hervorzuheben hilft. Manches Blatt, manche Blüte gab den Umriss zu neuen kleinen Kunstwerken. Das Spitzentöppchen wurde im Erzgebirge, gar nicht weit von Schneeburg, in Annaberg, erfunden, und lebt seit die alte Volkstümlichkeit von neuem fröhlich auf.

Die Leute im Erzgebirge sind immer irgendwie an der Arbeit. Wenn der Mann nicht bastelt am Feierabend, dann schnitzt er Holz, während die Frau am Klöppel sitzt. Das fängt schon früh an. Kaum daß Fuß und Mänschke die Schulbank drücken. Da nimmt der Fuß ein Stück Holz, das Schmelzer des Vaters, und bald entsteht, ungefragt noch, eine Tiergestalt. Die „Biege“, haben den Menschen hier oben angetan, und das Holz ist dem Erzgebirger ein Lebenszeichen. In hoher Blüte steht die „Feterohnd“-Schnitzerei. Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ fördert sie durch eine Gau-Schnitzschule und Sächsischen Reichsstatthalter, Gauleiter Mathmann, durch Staatspreise.

Wenn ihr draußen im Reich unserer Kinder lächelt, so sehen sie, die kleinen Figuren aus Holz, in der Hand haltet, dann müßt, der Erzgebirger, daß sie gelassen: die Arbeit war ihm mehr als Broterwerb. Nicht mehr lockt das Geld: „Der Berg ist einberufend!“ die Menschen hinauf ins Erzgebirge, wie einst, Jahrzehnte bevor Columbus Amerika entdeckte. Heute folgt der deutsche Mensch anderem geheimnisvollen Rufe. In der Schau von Schneeburg wird es offensichtlich: Das Erzgebirge wird zum Inbegriff des deutschen Weihnachtslandes.

Westmark:

Don Achener Printen, Knüppelkuchen und Spekulatius.

E. v. M. Wuppertal, im Dezember 1938.

Richtig vorweihnachtlich wird es in vielen Häusern genau 30 Tage vor dem Heiligen Abend, wenn die „braunen Kuchen“ angerührt werden, die vier Wochen stehen müssen. Eine Kieselkugel wird mit einer gewissen Festerlichkeit von der gesamten Familie vom Speicher geholt. Sie wird sorgfältig gereinigt und dann auf den großen Küchentisch gestellt. Hier sind schon alle Zutaten beisammen: Mehl, Honig oder Syrup, brauner Zucker, Butter, Kiesel zum Zerkleinern, auf lange Sicht, Mandeln oder Nüsse, Rosinen und andere feine Gewürze: Kardemom, Muskat, Nelkenpfeffer, Zimt, Zitronat, Kandis, Splittchen... aber wir wollen nicht alles ausplaudern! Nun wird gemischt, und die Kinder rücken mit aufgereinigten Armen, mit glühenden Bäden und strahlenden Augen im Vorgehmad des Köstlichen, das dort entsteht, immer näher. Es dauert lange, die solch ein riesiger Kugel fertig durchgearbeitet ist, endlich aber liegt der braune, feigglänzende Teig in der Schüssel. Mehl wird darauf gestreut, ein lauberes Handtuch darüber gebreitet, und dann kommt die schwierige Arbeit: die große schwere Kugel muß auf einen Schrank gestellt werden zum „Gehen“, weil es dort oben wärmer ist, als nahe dem Fußboden! Wenn dann die braunen Kuchen genug gegangen sind, dann kommt der große Tag, an dem sie gebacken werden. In Nordwestdeutschland ist in den meisten Familien der erste Feiertag aus der Backstube. Da müssen alle Hände beim Ausstechen helfen, und die Kisten, die das noch nicht verstehen, können doch Pfefferküchlein formen.

Die Achener Printen haben eine hübsche Lebensgeschichte: Ihr Name geht zurück auf das alte deutsche Wort „pranten“, d. h. bräuen oder druden. Gutenbergs nannte seine Drucker „Printerey“. Gedruckt oder gedruckt wurden auch die ersten Printen, die man deshalb einfach nach ihrer Herstellungsart „Printe“ nannte, das Gedruckte. Wahrscheinlich waren es Goldschmiede, die die ersten Druckformen für das Gebäck in Stein meißelten, und „gedruckt“ wurden die Kuchen ursprünglich als Erinnerung an die Heiligtumsfahrten, die im frühen Mittelalter alle sieben Jahre nach Aachen veranstaltet wurden. Pilger aus allen Gegenden Deutschlands und aus fremden Ländern kamen in die Aachener Stadt, und sie haben zur Verbreitung der Achener Printe sicherlich viel beigetragen.

Im Laufe der Jahre wurde aus der kultischen Form des Gebäcks eine alltägliche. Holzschneider schufen Formen, die manchmal fast die Lebensgröße der dargestellten Personen erreichten. Sie ergaben eine hübsche Kulturgegenstände und Trachtenstücke. Schließlich kam man zur Gestaltform, wie sie heute jede Hausfrau für wenige Pfennige kaufen kann. Der letzte Anlauf an diese alten Gebäckstücke ist der „Kastel“, das „Kloppmännchen“, den man in Westdeutschland den Kindern zum Nikolaus am 6. Dezember beilegt aus Pfefferkuchenteig, mit der Tonpfeife im Mundwinkel, und diese Tonpfeife dient dann dem Seifenblasen. Zu dieser Familie gehören auch die „Spekulatius“, diese kleinen hübschen Figuren aus einem knusprigen Pfefferkuchenteig, die von der Westmark aus als Weihnachtsgebäck ihren Zug durch ganz Deutschland längst vollendet haben.

Und schließlich der Knüppelkuchen! Wenn es den gibt in Griesland, dann ist unweigerlich Weihnachten da! Als „Hände“ oder in Tortenform, je nach der Größe der Familie, wird er hergestellt. Warum er Knüppelkuchen heißt? Er ist schon im frühen Zustand fest wie ein Knüppel, aber noch nicht so hart. Ein weicher Teig wird in dünne Rollen geformt und dann in Schmalz gebacken. Diese Rollen kommen in ein „Bett“ von einer Menge federter Gewürze, wobei das Zitronat eine gewichtige Rolle spielt. Dieser Knüppelkuchen ist aber auch „schwer“ wie ein Knüppel, und er hält lange vor, denn man kann ihn wirklich nur in sehr kleinen Mengen zu sich nehmen. Wenn er nicht so schnell alle wird, dann wird er „Knüppelhart“ und führt eigentlich erst dann seinen Namen ganz zu recht.



Das Middewinterhorn klingt wieder.

Ein alter germanischer Brauch.

„nd. Nordhorn, im Dezember 1938.

In diesen Tagen des Nebelwunders und des Zulmondes, in denen der Nebel die Wälder des Moores und der Heide im Grafschafter Land in seinen gespenstigen Mantel hüllt, und alles so dunkel und geheimnisvoll macht, bringen abends wieder ab und zu langgezogene Hornklänge über das nebelverhangene Grafschafter Land. Das Middewinterhorn klingt melancholisch auf, zu der Stimmung der langen Winterabende so recht passend.

In den Wochen vor Weihnachten und bis zum Dreikönigstag läßt der Wälder sein Horn allabendlich erklingen und hält es über den offenen Brunnen, damit der Schall besser und weiter ertönt. In der Grafschafter Heide gibt es noch in einer Reihe von Gemeinden Middewinterhornklänge, im benachbarten holländischen Lande dagegen wird dieser Atonalton noch sehr gepflegt und vom holländischen Herd hört man inselborende an manchen Abenden noch den eigenartigen Ton ertönen. Dieses Atonalton auf den einsamen Bauernhöfen in Moor und Heide ist gewissermaßen die Einleitung für das sich gerade im Zulmonde so üppig reende alte Brautstum, bei dem wir durchweg auf den Spuren alter germanischer Ueberlieferungen wandeln.

Oberlausitz:

Fackelzug am Weihnachtsabend.

Don Krippen, Orakeln und bösen Geistern.

R. J. Baugen, im Dezbr. 1938.

Nun schwingen sich in den Städten und Dörfern Lichterfeste über die Straßen, riesige Adventsterne und große Lichterbäume leuchten durch die Dunkelheit. Der Weihnachtsabend wird jedes Jahr schöner. Schon lange vor dem Fest werden in den Ortschaften des Oberlausitzer Berglandes und des angrenzenden Sudetenlandes Weihnachtskrippen aufgestellt. Im Bauhener Gewandhaus zeigte man vor der Jahrhundertwende eine Krippenkrone, die an 40 Weihnachtsfesten aufgestellt wurde. Dann mußte sie den Dächern räumen. Da sie nirgends unterzubringen war, verkaufte man sie an eine Millionen-Gesellschaft in Chile für 70 Taler. Auf dem Wege nach Südamerika ging die kunstvolle Bauhener Krippe mit dem Schiff unter.

Wiel älter als Adventsterne, Krippe und selbst der Weihnachtsbaum sind viele Bräuche der Weihnachtszeit, die in der Oberlausitz gepflegt werden. Sie entstammen der altgermanischen Winterfesten, die wie der Jahresbeginn eine Orakelzeit war. Zu diesen zum Teil recht lüftigen Orakeln gehört der oberlausitzer Brauch, einen Gänsefuß in die Spinnstube zu führen, wo die fleißigen Dorfmadchen verkommen sind. Der Gänsefuß wird eines der Mädchen zu beissen versuchen, und die ist die Glücklichste, die im kommenden Jahr heiraten wird. Wenn Tage vor Weihnachten soll man, so will es der alte Volksbrauch, jeden Tag bei Sonnenuntergang neun Holzscheite aufheben, die von neun bis eins rückwärts zählen und in der Weihnachtsnacht verbrennen. Kommt dabei ein Leichter hinzu, so heiratet das (Orakel)-Mädchen, kommt ein Verheirateter des Weges, so wird es mit einem Witwer fürchten nehmen müssen. Die Mädchen legen auch einmal ihren Pantoffel auf ihre Fußspitze und schauen ihn dann über ihren Kopf hinweg. Fällt der Pantoffel so, daß seine Spitze nach der Tür zeigt, so wird das Mäd-

chen das Haus verlassen, also heiraten, fällt er umgekehrt, so wird es sich mit dem Heiraten noch ein Jahr gedulden müssen.

Im Bergland der Lausitz und im Sudetengau ist noch vielfach das „Lichtergehen“ in der Vorweihnachtszeit üblich. Jede Frau im Dorf geht an jedem Abend mit einer Kerze zu einer Bäuerin. Dort verjammeln sich alle, um die hier übliche Winterarbeit, das Federflechten und früher auch das Spinnen, gemeinsam bei Lichterglanz, bei frohen Liedern, bei Späßen und Erzählungen und bei Kaffee und Kuchen zu tun. In den zwölf Nächten (vom 26. Dezember bis zum 6. Januar) wohnt hier keine gute Hausfrau Wache. Sie darf auch nicht nähen und kliden, sie darf nicht einmal eine Schere zur Hand nehmen, damit sie nicht einem Angehörigen den Lebensfaden durchschneidet. Gegen die Nacht von bösen Geistern richten sich viele Weihnachtsbräuche, so das Weihnachts- und Neujahrsschießen. Mit einem Fingerhut formt man Salzkrühen und stellt für jedes Familienmitglied eines über Nacht auf. Welche dem, dessen Schußfaden am Morgen zusammengefallen ist. Ihn erwartet Krankheit oder gar der Tod.

In dieser dunkelsten Zeit des Jahres ist natürlich das Licht ein Symbol der Freude der Wärme und der Reinheit. Der Schein der Weihnachtskerzen verjagt mit den kurzen trüben Winternächten. In einer einsigen Stadt der Oberlausitz, in der Festungsstadt Kamenz, sind nicht nur Weihnachtskerzen, Lichterbäume und Adventsterne gebräuchlich, sondern hier findet am Weihnachtsabend ein Fackelzug statt. Ein großer Kinderzug bewegt sich im Fackelschein durch die altertümliche Stadt zum Marktplatz. Hier singen die Schulkinder Weihnachts- und Danklieder, und unter dem Klang der Glocken gehen sie nach Hause, um mit ihren Eltern das Weihnachtsfest zu feiern.

Ant...

Nummer...

Gener...

Mit einer militärischen...
fentrich, h...
und Soldaten,
und Partei, un...
von dem bish...
General der Ar...
als Oberbefehl...
berufen worden...
jezt Münster de...
wortungsvollen...
Obersten Befehl...
führers, ausser...
bemehlen, was...
General überal...
auch bei der...
daß, wie es selb...
tät und das h...
die Gausleit...
Westfalen-Nord...
nen, um an der...
len nämlich bel...
von Kluge, der...
VI. A. A., an...
treiles Land; d...
NSDAP und d...
tionen Menschen...
General der...
sende militä...
Mit 58 Jahren...
am 30. 10. 1932...
zu werden, bew...
die der Krieg...
von Kluge seit...
an. 1915 führte...
er in den Gener...
er Major, 1927...
ralmajor und zu...
Seit dem 1. 10...
im Wehrkreis V...
nung zum Kommand...
1. 8. 1936 wurde...
Es ist eine...
unvergänglich...
der Artillerie...
und des Wehrkre...
bis 1938, drei...
Reich bis zu jen...
berthe Oesterrei...
die Ereignisse...
als Zeitgenossen...
von Kluge hat...
Manöver in...
ragenden Anteil...
macht, und w...
General die d...
schaften, deren...
im Auftrage des...
Wehrmacht eröf...
Einfluss auch d...
vernehmen wils...
verzeichnen war...
Gauleiter Dr. W...
hältnis oftmals...
den General und...
gruppe 6 begleit...
Amt die aufricht...

Am seitigen...
berliche Chef des...
major von So...
habes der Heer...
Sein Nachfolger...
Oberst im Gener...
deur des Art.-Reg...

Dolksz...
In allen rückge...
zwischen dem 15...
Statistiken Zent...
Vollständig l...
lung wird der S...
15. Dezember...
Verdichtungsdi...
diese Jährling...
bäude- und Woh...
aufnahme an Viel...

Widerst...
Landwirtschaft...
trug der gegen...
coln — wo er...
Bauern eine Ab...
zurückzutreten...
er so viel Widerst...